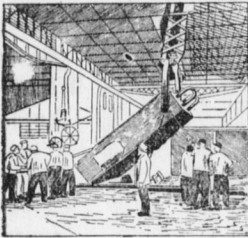


Moderne Panzerplatten-Fabrikation.

Im gleichen Maße, wie die Artillerie und das Marinevolk beständig Neuerungen unterworfen sind, ergeben sich auch auf dem Gebiete der Panzerplattenherstellung unausgesetzte neue Methoden und Verbesserungen. Die maßlosen Anforderungen an Größe und Widerstandsfähigkeit der Panzerplatten haben längst das Hammerwerk für ihre Bearbeitung zurückgedrängt, und wenn früher bereits diese Werkstätten einen titanischen Eindruck gewährten, so ist dies noch weit mehr der Fall bei den modernen Werkstätten des Geoplatos, in denen die Waage in zwei und auch drei gewaltigen Gängen dem



Sehender Panzerplatte aus der Siegtube.

Funtensprühenden weichen Rohmaterial seine erste Form gibt.

Das Ziel, die Widerstandsfähigkeit nach Möglichkeit zu erhöhen und die Platten an der Oberfläche zu härten, wodurch das Eindringen der Geschosse wenn nicht verhindert, so doch erschwert werden soll, erreichte man bisher durch Spezialverfahren, die als Geheimnis der Wälzwerke behütet wurden, sowie durch Verschlagungen der Platten selbst.

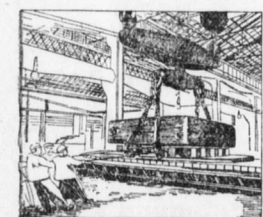
Das am meisten angewandte Verfahren ist der sog. Harven-Prozess, bei dem man in besonders konstruierten Öfen während einer tospiegeligen Prozedur die Stirnseite der Platten mit Kohlenstoff behandelt. Dieses Verfahren hatte sich in der Praxis seit Jahr und Tag bewährt, solange die Geschosswirkungen in einigermaßen normalen Grenzen blieben. Aber die heutige Steigerung der Geschosswirkung bedingte eine größere Verstärkung der Panzerplatten. Hier ist es wieder die Firma Krupp, die mit einem neuen



Auswahl einer großen Panzerplatte.

Verfahren den Harven-Prozess überflügelt.

Das Krupp'sche Verfahren, dessen Einzelheiten geheimgehalten werden, zeichnet sich unter anderem durch eine außerordentliche Sicherheit in der Handhabung und Gleichmäßigkeit des Erzeugnisses aus. Im Hinblick auf die hervorragenden Eigenschaften der danach hergestellten Platten, deren Stirnseite so hart ist, daß absprenge Splitter wie Diamanten Glas zu rufen vermögen, während die weiche Rückseite einen außerordentlich hohen Grad von Zähigkeit und Festigkeit besitzt, darf man sich wohl fragen, ob eine weitere Gütesteigerung des Panzers noch möglich ist. Da jedoch ein Ebenbildnis dem Wesen der Technik nicht entspricht, so werden weitere Fortschritte vielleicht andere Wege einschlagen.



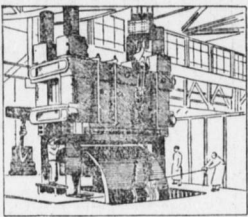
Auflegeneiner großen Panzerplattenbrennmaschine auf einen Ofenherd.

nabe von allen Panzer fabrizierenden Werken der Welt erzeugt. Eine der Hauptbedingungen für die Erzeugung guter Platten ist die Homogenität des Blocks, aus dem sie gewalzt werden. Zur Erzielung dieser Homogenität bedarf es neben unausgesetzter Ueberwachung der Fabrikation seitens des Laboratoriums vor allem eines Stames langgeschulter Arbeiter. Die Schwierigkeit, absolut homogene Platten zu erzeugen, wächst natürlich mit deren Größe.

Die Vorzüge des neueren Härteverfahrens ermöglichen auch eine geringere Dicke der Platten. So sind heute die schweren Panzer für Schlachtschiffe mit wenigen Ausnahmen nicht mehr als 300 Millimeter (11 1/2 Zoll) stark. Derartige Krupp'sche Panzer werden den Geschossen eines höheren Widerstand entgegen, als dies 600 Millimeter starke Platten vor zehn Jahren vermochten. Die Geschosse sind neuerdings mit Klappen versehen, die bei gestärkten Platten ihre Durchdringungskraft erhöhen. Bei den jüngsten offiziellen Schießversuchen in England

solten die Klappengeschosse, obwohl sie von einer der renommiertesten Firmen herkommen, den gehegten Erwartungen nicht entsprochen haben.

Die Einzelheiten des Verfahrens, die sich alle in großen Dimensionen abspielen, geben das eindrucksvolle Bild der alles bemeisternden Technik unserer Zeit. Sobald die gelbglühende, funtensprühende Brenne, der tantige große Block, das Feuermeer des Ofens verlassen hat, wird er von seiner Unterlage auf feuerfestem Gestein mit Haken und Ketten in die Höhe gehoben. Ein derartiger Klotz in seiner rothglühenden Wucht scheint kein Wert von Menschenhänden zu sein, sondern ähneln mehr einem aus der Tiefe des Vulkan geschleuderten Gebilde der Unterwelt. Unter dem Sprühen von zahllosen Funten gelangt er mittels Lauftrahns zum Rollgang. In dem meistens automatisch betriebenen Wälzprozeß wandert die Platte zunächst in ungesägter Form hin und her; dann und wann wird sie in Breiten- und Längsrichtung gewendet und gedreht,



Panzerplatte unter der Wälzpresse.

bis der Feiger die nach und nach auf das gewünschte Maß gebrachte Verwönnung angibt. Es sind immer nur wenige Millimeter, die bei jedem Wälzgang eine niedrigere Stellung der Oberwalze bedingen. Der sich unter Funtenprühen und Löschen von Kohlenstückchen bildende Glühspan wird durch Reihabündel, die auf die Platte geworfen werden, bei dem schnell erfolgenden Verbrennungsprozeß vollständig fortgerissen. Gleich dem Belasener einer Schmelztiegel explodiert, insofern infolge seines Wassergehalts, das Metall unter den hier und dort vorzuziehenden Flammen und den dort her geschleuderten Kohlenstückchen.

Das Weserkaßell in Münden.

Unfern der Stelle bei Hannoversch-Münden, wo sich durch den Zusammenfluß der Werra und der Fulda die Weser bildet, erhebt sich seit einigen Monaten ein interessantes Bauwerk. Am dem steil von der Göttinger Chaussee zur Werra abfallenden Ufer, hat der Berliner Bildhauer Professor Gustav Eberlein ein Gebäude errichten lassen, das, der Bestimmung entsprechend, der Kunst dienen soll. Hier hatte nämlich vor mehr als fünfzig Jahren Eberleins Vater, der als Steuerbeamter in Münden angestellt war, sein kleines Wohnhaus, in dem Gustav Eberlein seine Jugendjahre



Gustav Eberleins Weserkaßell.

verlebt hat. Zur Erinnerung an die leibten und an seine Eltern hat nun Eberlein, nach Erwerb des benachbarten Grundstücks, dieses Haus unter möglicher Berücksichtigung der alten Einrichtung zu einem Museum umzubauen lassen, in welchem die von Jugend an gesammelten Zeichnungen, Malereien, Entwürfe, Modelle und Skulpturen von Bildwerken des Künstlers aufgestellt worden sind. Trotz der großen Räumlichkeiten ist das Gebäude aber jetzt schon so überfüllt, daß die einzelnen Kunstwerke nicht recht zur Geltung kommen, und daß weitere Gegenstände nicht mehr untergebracht werden können. Prof. Eberlein hat deshalb auf demselben Grundstück nach ein zweites Gebäude errichten lassen, das ihm zugleich als Sommerwohnung dient, das in unserer Abbildung veranschaulicht sog. Weserkaßell.



Immer der Alte.

Damit sich der Herr Professor die Hilfe nicht nach macht, hat ihm seine fürsorgliche Gattin ein Paar Galoschen gekauft. Da sie nun aber die Vergeßlichkeit ihres Gatten kennt, verbindet sie die beiden Galoschen durch eine entsprechend lange Schnur, die an den Stiefeln des Professors befestigt wird.

Wenn er die Galoschen jetzt wirklich unterwegs auszieht, denkt sie praktisch Frau, vergessen kann er sie jetzt wenigstens nicht.

Das Hohenzollern-Netz.

Professor Eberlein, der Schöpfer des kürzlich entworfenen Berliner Wagner-Denkmal, hat kürzlich ein Werk gebildet, das fern von wuchtigen monumentalen Charakter einen feinnigen, intimen Reiz hat:



„Das Netz des Hohenzollerns“. An einem Block, der die Medallionbilder des Kaiserpaars trägt, liegt eine Germania, die in ihren Händen ein Netz hält. Darin erstreckt man sieben junge Mäder, deren sechs eine Prinzentrone tragen, während das Haupt des lebenden Prinzeßensinnern schmückt. So hat der Künstler trefflich das Esternglück des Kaiserpaars geschildert.

Geselligkeitsstädter.

Wir waren das erste Mal bei neuen Bekannten zur Gesellschaft gewesen und tauschen nun unsere Eindrücke untereinander aus: „Reizend lebenswürdige Leute!“ — „Wie bezaubernd sie ihnen ist.“ — „Sie scheinen eine gute Küche zu führen.“ — „Welche stilvolle Einrichtung sie besitzen!“ — „Oh“, sagte Vetter Robert im Brustton höchster Anerkennung, „mir ist noch etwas Anderes angenehm bei ihnen aufgefallen — sie haben kein Klavier!“ — „Das ist ihm angenehm aufgefallen? Sört nur, dieser Barbar!“ — „Dieser unumfänglich Mensch!“ — so schwirrte es von lebhaften Protesten um ihn herum. Das änderte nicht das Geringste an seiner Meinung.

„Habt Ihr Euch etwa in voriger Woche bei Familie D. amüsiert? Müht Ihr nicht zugeben, daß es entsetzlich langweilig war, wenn Ihr endlich ins Klavier wollt? Als wir eintraten, hatte sich bereits die Jugend des Klaviers bemächtigt; zwei oder drei Backfischen klamperten nach einander mit wahrer Hingabe alles herunter, was ihnen in der Klavierhande irgend als salonfähig eingepakt worden war. Wenn man daneben eine Unterhaltung führen wollte, so mußte man schreien, und das widerstrebt meinem ästhetischen Empfinden.“ — Als sie sich müde gespielt hatten, blies das Klavier offen, was sich natürlich schleunigst die Kinder zu nütze machten. Sie hämmerten nach Herzenslust auf den Tasten herum — das kann ich nun ganz und gar nicht vertragen, es macht mich völlig nervös. Der Wirtin behagte es auch nicht, man sah es ihr an; da es aber Kinder der Gäste waren, und die Eltern nicht selber einschritten, was sollte sie da thun? Unglücklicher Weise — nach diesen ununterbrochenen Musikgenüssen muß ich wirklich sagen — hatten wir ein gesanglich geschultes junges Mädchen unter uns. Natürlich hat man sie, etwas zu singen, selbstverständlich mit Klavierbegleitung. Sie sang gut, aber man war schon satt von Sänen. Ihrem Sopran folgte der Bariton eines Herrn. Wahrscheinlich sang er auch gut, ich weiß es nicht, ich bin inzwischen in den Garten gegangen, weil mir schon ganz benommen im Kopf war. Dann sah ich, und der Wirt mußte es zugeben, daß zwischen einigen Herrschaften ein Streit wegen irgend einer Stelle in Wagner's Nibelungenring ausbrach. Nun, man hatte ja das Klavier so schön bei der Hand, da konnte man sich ja sofort überzeugen. Der eine Herr war Klaviervirtuos, man bestimmte ihn von allen Seiten, die fragliche Stelle zu spielen. Daß die Bitte den Herrschaften aus dem Herzen gekommen ist, glaube ich nicht; denn meines Erachtens tonnten sie froh sein, einmal für kurze Zeit der Anstrengung, unter schweißenden Tönen sprechen zu müssen, überhoben zu sein, man kann mit dem besten Willen doch nicht stundenlang wie ein Strohhäufchen, ohne den Mund zu öffnen. Der Virtuos ließ sich erbiten, nicht nur die Stelle, sondern das ganze Stück zu spielen, und da er so hübsch darin war, und man ihn so sehr nötigte, fortzusetzen, rief er auch gleich noch verscheidene Andere hinterher. Nach dem Essen begann dann der Tanz, bei dem sich noch ein paar Instrumente zum Klavier geflüchten — da hab' ich still meinen Hut genommen und bin fortgegangen. Ich gebe ja zu, daß ich persönlich unumfänglich bin, trotzdem höre ich ein gutes Musikstück, ein solches Musikstück, ein solches Lied sehr gern; aber so stundenlang, fast unausgesetzt ein mehr oder weniger harmonisches Tongeräusch über sich ergehen zu lassen, das ertrage ich einfach nicht, und das hat auch mit Musik nichts mehr zu thun. Da verziehe ich denn doch lieber überhaupt auf Musik. Soll ich mich da nicht freuen, daß unsere neuen Bekannten gar kein Klavier haben? Wo teins ich, kann kein Mißbrauch mit ihm getrieben werden.“

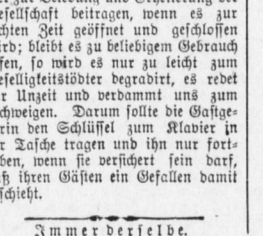
Nun, Vetter Robert übertreibt gern ein bißchen, aber im Grunde genommen hat er durchaus nicht unrecht. Die Musik ist eine herrliche Gabe Gottes, doch sie verlangt, wie jede Kunst, maßvoll genossen zu werden, wenn sie uns wahren Genuß bereiten soll. Sie nimmt alle unsere Sinne gefangen, sie wirkt elementarer als andere Künste auf unser Seelenleben ein, und wir können eine solche Nervenspannung nicht stundenlang ertragen, wenn wir daneben andere Pflichten — z. B. solche der Geselligkeit — erfüllen sollen. Außerdem verlangt der Genuß guter Musik innere Sammlung, und die besitzen wir selten inmitten einer Gesellschaft fröhlicher Menschen, die sich zum Zweck der Unterhaltung zusammen gefunden haben.

Also selbst, wo es sich um die Darbietung wirtschaftlicher Musik handelt, müssen Gastgeber sehr vorsichtig in der Einhaltung eines gewissen Maßes sein. Sie dürfen nicht mit den Musikverständigen und Freunden unter ihren Gästen allein rechnen, sie müssen auch Rücksicht auf die nehmen, die unmusikfahig sind und wenig Sinn für Musik überhaupt haben. Die hören ein und zwei Musikstücke gern an; dauert aber das Musizieren länger, so langweilen sie sich und werden ungeduldig. Am schnellsten geschieht das natürlich, wenn die Musik ihnen nichts sagt. Unmusikfahige Menschen verstehen einen in Tönen ausgedrückten Gedanken nur, wenn er sich ihnen in einer klar erkennbaren Melodie bietet. Das „Musikfahigsein“ (von der Ausübung der Kunst abgesehen) ist ja eben das Vermögen, die Sprache der Töne festlich zu erfassen. Und das geht jenen ab; darum stehen sie Symphonien, Sennaten und dergleichen klassischer Musik verständnislos gegenüber, sie ist für sie nichts als eine mehr oder weniger gelungene Fingerübung. Darum sollte man in einer Gesellschaft mit der Darbietung klassischer Musik noch besonders vorsichtig sein. Als Gastgeber wünscht man doch, daß sich alle Gäste gleichmäßig gut unterhalten. Wer klassische Musik hören will, dem bietet sich anderwärts Gelegenheit genug dazu. Sie fällt bei solchen Veranlassungen doch gewöhnlich auf unfruchtbaren Boden — darüber soll uns der ihr gewohnter Weise gezeigte Beifall nicht täuschen. Wer sie versteht, dem steht die Sammlung, und bei den übrigen brüht sie auf die Stimmung, während ein heiteres, flottes Stück, es braucht ja nicht gerade ein modernes Spektakelstück zu sein, gewöhnlich gerade anregend wirkt.

Also nicht allzuviel Musik und nicht zu schwere Musik — aber ganz und gar nicht Dilettantentümper! Es ist eine natürliche Forderung, wenn wir unsere Gäste zwingen, es anzuhören, feintunnen auf eine interessante Unterhaltung zu verzichten und sich uns monotonisch noch dandbar dafür zu zeigen — eine Vergewaltigung ist's! Besonders find es die sehr jungen Leute, die darauf brennen, in der Gesellschaft ihre Fingerfertigkeit zu zeigen. Das mag hingehen, wenn die Gesellschaft nur aus Verwandten und guten Freunden besteht; sind Fremde darunter, so müßten diese schon einen besonders darauf hingelenden Wunsch aussprechen, wenn die Dame des Hauses ihre Einwilligung dazu erteilen soll. Schließlich läßt man sich ja auch eine Viertelstunde Dilettantentümper gefallen, aber wenn es gar nicht aufhören will — und es hat die fatale Neigung dazu — dann wünscht man sich doch lieber aus der Gesellschaft hinweg. Ist man in engen, vertrauten Kreise beisammen und in lustiger Stimmung, nun, dann bewillkommt man zu Zeiten jede einigermassen erträgliche Musik mit Freuden; da mögen unsere Töchter und Söhne zeigen, was sie können, da darf man auch getrost zu erkennen geben, wenn man genug davon hat. Selbst in großer Gesellschaft ist Dilettantentümper manchmal willkommen, zur Begleitung eines Liedes, zum Aufspielen eines Tänzens und dergleichen, aber sonst ist gewöhnlich der größte Teil der Anwesenden nicht entzückt von ihr. Und wenn nun gar Kinder an's Klavier gelassen werden — da wendet sich der Gast mit Grauen.

Das Klavier kann außerordentlich viel zur Überhöhung und Erheiterung der Gesellschaft beitragen, wenn es zur rechten Zeit geöffnet und geschlossen wird; bleibt es zu beliebigem Gebrauch offen, so wird es nur zu leicht zum Gesellschaftsstöcker degradiert, es redet zur Unzeit und verdammt uns zum Schweigen. Darum sollte die Gastgeberin den Schlüssel zum Klavier in der Tasche tragen und ihn nur fortgeben, wenn sie verständig darin ist, daß ihren Gästen ein Festen damit geschieht.

Immer derselbe.



Direktor: „Wie Sie wissen, werden wir dem hiesigen Mächtigkeitsverein zu seiner Stiftungsfest eine Festvorstellung geben. ... Was könnten wir da spielen?“
Regisseur: „Sehr einfach, „Ein Glas Wasser“ von Scribe!“

— Besonderes Kennzeichen. — Herr Kommissar, mein Mann hat sich ertränkt, ich bitte Sie, nach seiner Leiche suchen zu lassen!“
„Hatte der Verstorbenen irgend ein besonderes Kennzeichen?“ — „Ja, er war summt!“

— Uebertrumpft. — Erste Zahnarzt: Ich ziehe meinen Patienten die Zähne so hart aus, daß sie während der Operation einschlafen. Zweiter Zahnarzt: Das ist nach gar nichts. Meine Patienten lassen sich während des Zahnziehens photographieren, weil sie gar so freundlich ausschauen!

Junge Gattin: Zweischenkeln soll ich heute fochen, lieber Theophil? Ja, aber ich fürchte, daß sie nicht besonders gelingen werden.
Professor: Na, dann tocht' sie doch erst einmal ins Unterteil!

Beschneiderer Wunsch.



Frau (deren Mann eine Automobilfahrt unternimmt): „Ich bitte Dich, Arthur, komme wenigstens theilweise zurück!“

Versäimmessert.



Besuch: Ich finde aber doch, daß der kleine jetzt seinem Papa recht ähnlich ist.
Mutter (deren Gatte sehr häßlich ist): Ja ja — leider.
Besuch: Das heißt — ich glaube aber, daß das sich wieder verwascht!

Die energische Köchin.



Junge Frau: Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß mein Mann im Essen sehr anpruchsvoll ist, die geringsten Fehler sollen ihm sofort auf...
Köchin: Na! die Frauen wollen wir ihm bald austreiben!

Geschichtverdreht.



Polizist: „Jetzt hab' ich Dich grad beim Betteln ertappt!“
Vagabund: „Oha! Das ist net wahr! Ich hab' nur zu dem Herrn da g'sagt: „Gna' Herr!“ hab' ich g'sagt, „wann es a' guats Werk tuag und wem was schenk'n woll'n und neamd wiß'n: ich offer' mich weg'n meina!“ — da wendet sich der Gast mit Grauen.“

Besondere Aufmerksamkeit.



— Renommage. Leutnant A.: „Soll ja gestern wieder ein großes Eetzgelage gewesen sein in Ihrem Garten?“ — Leutnant G.: „Fabelhaft waren Sie mal, was wollte ich doch?“
— Dugend Esterlinge lagen diesen Morgen am Boden — alle von Champannerpfeifen heruntergeknallt worden!“

— Der zerstreute Professor. — Kommis: Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr? Professor: Ich möchte gern — hm — tat — tit — warten Sie mal, was wollte ich doch?“
— Na, macht nichts — aber vielleicht haben Sie was Ähnliches?“

Vielerprechender Mieter.



„Das wär' also die Wohnung. Die Möbel stehen noch von der andern Partei, weil 'den Zins net zahl' hammt. Ich laß 's dann gleich auf 'n Speicher bringen.“
„Is net nöthig, Hausherr. Laß'n 's nur stehen, de meinigen b'halt so mei jegeriger Hausherr.“

— Seltsame Auffassung. —

Einjähriger Sohn (zu seinem Kameraden): Soeben hat der Hauptmann mit Anna? Mein Bruder, gna' Frau. Einjähriger Sohn: Wieso denn? Hauptmann: Na, der Hauptmann sagte: „Seht mal, wie der Sohn da wieder auf dem Pferd sitzt, und dabei will der Kerl Gefreiter werden!“
— In der Verlegenheit. — Hausfrau (in der Küche männlichen Besuch findend): Wer ist denn das, mir über meine Beförderung gesprochen! Einjähriger Sohn: Na, der Hauptmann sagte: „Seht mal, wie der Sohn da wieder auf dem Pferd sitzt, und dabei will der Kerl Gefreiter werden!“

Unersahren.



„In's Bad will ich Sie schon richtig gefügt, aus Ihrer Krankheit.“
„Ja, ja, entschuldigen Sie nur, Herr Doctor, daß ich mich so ungeachtet anstelle. ... ich bin nämlich zum ersten Mal trant!“

— Erklärlich. A. —

Sie schon, Fräulein Irma will sich zur Trapezkünstlerin ausbilden lassen.“
A.: „Das munderd mich gar nicht, die fühlte sich ja immer zu etwas Höherem geboren.“
— Freundschaftliche Warnung. — Alte Kottete: „Ich will mich vom Maler Pinselmüller porträtieren lassen.“
Freundin: „Du, dessen Porträts sind aber immer sehr ängstlich!“

— Schredliche Vorstellung. —

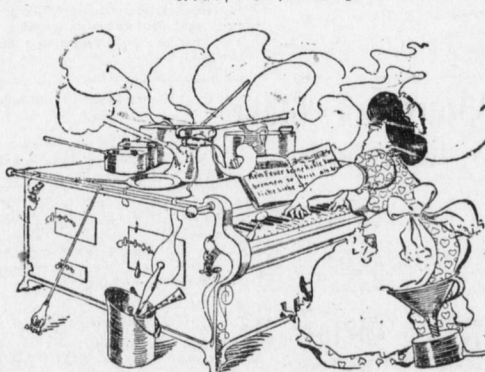
„Ein häßliches Uebel, daß unsere Tochter immer im Schlafe A.: „Das munderd mich gar nicht, die fühlte sich ja immer zu etwas Höherem geboren.“
— Grob. A.: „Ich wünschte, ich hätte eine Menge Geld. A.: „Ich me, wenn sich jemand etwas wünscht, dann sollte er sich in erster Reihe Verstand wünschen. A.: „Nun, Jeder wünscht sich das, was ihm fehlt!“



Stattpieler: Nicht wie Pech, den jungen Tag! Glende Karten, und Zahnschmerz hab' ich doch!
Kiebig: Na denn raus mit de Zehne!

— Pietätvoll. Student (zu seiner reichen Tante): „Der gute Onkel, so früh hat er sterben müssen! Wir haben uns gegenseitig so lieb gehabt! Nicht wahr, liebe Tante? Sie geben mir ein kleines Ansehen an, ist? Vielleicht irgend eine alte Obligation, oder ein kleines Landhaus, das Sie nicht mehr brauchen. 's ist nur wegen der Erinnerung!“

Neueste Erfindung.



(Das Hochklavier.) Combination zwischen Hebd und Klavier für Leberköchinnen.

— Renommage. Leutnant A.: „Soll ja gestern wieder ein großes Eetzgelage gewesen sein in Ihrem Garten?“ — Leutnant G.: „Fabelhaft waren Sie mal, was wollte ich doch?“
— Dugend Esterlinge lagen diesen Morgen am Boden — alle von Champannerpfeifen heruntergeknallt worden!“